

Mein Date mit der Welt

LITERATUR
SPIEGEL
Bestseller



WALTRAUD HABLE



DUMONT

fast überall freie WiFi-Spots. Letztlich hätte ich vielleicht 150 Euro gespart.

Und was dann?

Auf zum Impfen, und zwar sukzessive, denn man kann sich das ganze Zeug nicht in einer Sitzung reinjagen, das hält selbst die stärkste Rossnatur nicht aus. Zu empfehlen sind Impfungen gegen Diphtherie, Tetanus, Typhus, Hepatitis A und B. Wer an keinem Straßenhund vorbeigehen kann, ohne ihn zu streicheln, ist mit einer Tollwut-Impfung gut beraten. Beim Besuch von Dritte-Welt-Waisenhäusern, in denen Gehirnhautentzündungen weit verbreitet sind, raten Ärzte gern zu einer Meningokokken-Impfung. Ich war extra bei einer Tropenmedizinerin, die bekannt dafür ist, dass sie dem ganzen Impfwahn kritisch gegenübersteht. Aber nachdem ich ihr nicht hundertprozentig versichern konnte, keine »Abstecher« von der geplanten Route zu machen, gab sie mir sicherheitshalber und zähneknirschend das volle Programm.

Zeitgleich zum Tropenmediziner ist ein Boxenstopp im Reisebüro ratsam. Man kann sich seine Flüge und sein Round-the-World-Ticket natürlich auch selbst im Internet zusammenstellen, ich habe es nicht geschafft. Schnell tauchten Fragen auf wie: »Wenn ich zwei Flüge von zwei verschiedenen Airlines buche, wird dann das Gepäck automatisch durchgecheckt?« Und die Spielregeln der Round-the-World-Tickets von verschiedenen Fluggesellschaften sind auch nicht immer selbsterklärend. (Wie viele Stopps sind pro Kontinent erlaubt? Was passiert, wenn ich an einem anderen Flughafen als dem Ankunfts-Airport weiterreisen will? Wird da nur die Distanz in Luftlinie zum Gesamt-Flugmeilenkonto gerechnet oder die vom Landweg?«) Man muss sich das Leben nicht unnötig schwer machen, vor allem, wenn es Profis für solche speziellen Angelegenheiten gibt. Gekostet hat es auch nicht mehr.

KANN MAN MACHEN

- ✓ Blogs von anderen Weltreisenden lesen.
- ✓ Notfall-Geldverstecke überlegen (Socken, Schuh-Zwischensohlen, Schlüsselanhänger).
- ✓ Einen Zweitpass beantragen, wenn man Angst hat, dass man den ersten verschlucken könnte.

BESSER NICHT

- ✗ Nachts wach liegen und Begriffe wie »Flugzeug- abstürze« und »Malaria« googeln.
- ✗ In der Wohnung abschiedswehmütig seine sündhaft teure ägyptische Baumwollbettwäsche streicheln.
- ✗ Beim Anblick der vielen Cremetiegel im Badezimmer einen

Nervenzusammenbruch erleiden und heulen: »Ich werde unterwegs aussehen wie der letzte Rotz.«

Wie lege ich die Route fest?

Am besten mit dem Herzen. Wo zieht es mich hin? Was will ich sehen? Zugegeben, das ist keine besonders strukturierte Vorgehensweise, aber sie fühlte sich bei mir stimmig an. Außerdem darf man ruhig seinen Träumen folgen. Wie sagte Walt Disney? »Wenn man träumen kann, dann kann man es auch tun.«

Round-the-World-Ticket – Ja oder Nein?

Das ist nicht so ganz einfach zu beantworten. Bei RTW-Tickets kann man eine gewisse Anzahl von Flügen gratis umbuchen, das ist praktisch, denn Pläne ändern sich immer (ungeschriebenes Reisegesetz). Und bei impulsiven Kursänderungen keine teuren Umbuchungsgebühren zahlen zu müssen ist nicht nur für den Kontrollfreak und den schwer nervösen inneren Finanzminister Gold wert. Der Nachteil: Die Tickets haben eine limitierte Gesamtmeilenzahl, es gibt Beschränkungen, wie viele Stopps man auf einem Kontinent hinlegen darf, und – das war für mich das größte Hindernis – die Routenführung ist nur in eine Richtung erlaubt. Entweder startet man vereinfacht gesagt nach links, über Afrika und die USA durch die Welt. Oder man beginnt rechts, fliegt nach Asien und über Australien weiter. Meine Strecke führte allerdings teilweise wieder auf einen Kontinent zurück, den ich schon längst verlassen hatte. Ein Zick-Zack-Kurs. Also kaufte ich kurzerhand zu meinem RTW-Ticket noch einzelne Flüge, um keinen Round-The-World-Regelverstoß zu begehen. Ach ja, nur damit's nicht unerwähnt ist: Tatsächlich schwören einige Leute, man könne gratis um die Welt jetten, wenn man Kreditkarten-Boni, gesammelte Flugmeilen und die Bonusprogramme der verschiedenen Airlines geschickt kombiniert. Googeln Sie Ben Schlappig, das ist der Oberguru dieser Community, ein Deutsch-Amerikaner. Als ich mir Berichte über ihn im Internet anschaute, dachte ich: Ganz schön ausgefuchst, aber ich mach's doch lieber auf dem regulären Weg.

3

AFRIKA FÜR ANFÄNGER

Momella und Serengeti, Tansania

Oktober

Zurückgelegte Distanz:

8840 KILOMETER

Ich bin tatsächlich in A-f-r-i-k-a! Im ostafrikanischen Tansania, um genau zu sein, in einem kleinen Dorf namens Momella, zwei holprige Autostunden vom Kilimanjaro Airport entfernt. Das Kaff muss man nicht kennen, auch wenn es in der 1962 gedrehten Abenteuerkomödie *Hatari!* eine Hauptrolle spielt. John Wayne war darin zu sehen, aber als waffenschwingender Großwildjäger glänzte er nicht unbedingt oscarverdächtig. Jedenfalls: In Momella gibt es nicht viel außer ein paar staubigen Straßen und Lehmhäusern. Man schaut auf die Steppe, auf getrocknetes Gras, Kühe, Ziegen, wandernde Massai, und in den Morgenstunden stakst gerne eine Giraffe vorbei, um eine Akazie kahl zu fressen. Bei klarem Himmel zeigt sich am Horizont der verschneite Gipfel des Kilimandscharo, zum Angeben kann man die Fotos allerdings nicht online posten, das Internet in Momella funkt nicht. Zumindest funktioniert es nie, wann man will.

Ich habe zwar eingangs getönt, ich wäre eher der Städtetyp beim Reisen, aber Momella war als erste Station meiner Weltreise ganz bewusst ausgewählt. Für den Start des Big Trip wollte ich was Ruhiges, was zum Durchatmen und Runterkommen. Einen Platz in der Natur, der keine H&M-Filiale und keinen Starbucks an jeder Ecke hat. Für dieses Unterfangen schien Ostafrika perfekt, zumal mir bei der Reiseplanung in einer Buchhandlung ein Schmöcker mit dem Titel *Kulturschock Tansania* in die Hände gefallen war. *Kulturschock* klang goldrichtig, es klang nach Kopf frei kriegen und Eintauchen in eine neue Welt.

Ganz allein in den afrikanischen Busch zu gehen, dafür war ich dann aber doch zu feige. Also habe ich bei der Hilfsorganisation »Africa Amini Alama«, einem beherzten Mutter-Tochter-Projekt, angedockt und dort für drei Wochen Unterschlupf gesucht. Mit dem Geld, das ich ausbebe für Bett, Dusche und drei haarige Mitbewohner-Spinnen, die ich Edgar, Erna und Eduard getauft habe, werden ein Waisenhaus und eine Krankenstation unterstützt. Eine Win-win-Situation. Ich habe einen sicheren Hafen, Africa Amini Alama hat finanziell etwas davon. Dass das Wasser in meiner Dusche kalt und nur ein dünnes Rinnsal ist – Schwamm drüber. Mittlerweile weiß ich: Wenn ich Warmduschgelüste verspüre oder den Steppenstaub gründlich aus den Haaren waschen will, kann ich jederzeit bei den jungen Freiwilligen nebenan klopfen. Deren Wassererhitzer funktioniert, dafür haben sie Fledermauskot in den Betten. Das Zeug rieselt von der Zimmerdecke, einem wackeligen

Konstrukt aus schmalen Holzbalken und gespannter Jute. Erst dachten wir, es handle sich um normale Mäuse, mittlerweile wurden wir aufgeklärt, dass Batman und seine Freunde im Dach hausen. Ich finde das alles hochgradig interessant, genauso wie die Tatsache, dass ich meine Hose und meine Schuhe vor dem Anziehen auf Spinnen und anderes Getier ausklopfen muss ...

Manchmal sitze ich stundenlang auf dem wackeligen Plastiksessel vor meinem Häuschen, lese einen vergilbten Schmöcker aus der Camp-Bibliothek und schaue auf den endlos weiten Horizont und den Gipfel des Mount Meru. Das ist der heilige Berg der Massai und der ist in der Dämmerung gerne in kitschig rosa und rotes Licht getaucht. Nachts höre ich Hyänen um mein Fenster schleichen. Wird ihr Heulen zu laut, knipse ich die Taschenlampe an, um am Ende nichts zu sehen, außer Edgar, Erna und Eduard, die mich unverdrossen anstarren und darüber grübeln, wem ich wohl als Erstes ins Netz gehe.

Wien und der Abreisewahnsinn scheinen unendlich weit weg zu sein, fast wie ein anderes Leben, dabei bin ich gerade mal vor zwei Wochen losgezogen. Wenn ich daran denke, wie ich im Packchaos abschiedsmelancholisch »Rocket Man« von Elton John in Dauerschleife hörte (keine gute Idee, außer man will die ganze Zeit heulen), muss ich lachen. Und ein wenig melodramatisch war auch, wie ich mir selbst leidtat, als ich bis Mitternacht die Wohnung für die Zwischenmieterin schrubbte und mir vom vielen Kistenschleppen alles wehtat. Wie der Grinch saß ich in meiner Höhle und fluchte: »Warum muss alles immer so verdammt mühsam sein, warum darf ich nicht mal Prinzessin spielen? Warum habe ich es nie geschafft, mir eine Eigentumswohnung zu finanzieren, die könnte ich einfach abschließen, und basta!« Und wo ich schon dabei war, verfluchte ich auch gleich das Leben ohne Mann. Wo verdammt war der Kerl, der mich auf Händen tragen würde und den Koffer gleich dazu?

Statt einem Mann kam am Tag der Abreise die beängstigend kluge Schwester. Sie fuhr mich zum Flughafen, und an unser Gespräch im Auto muss ich hier in Afrika oft denken.

»Hast du alles?«, fragte sie, als sie meinen Koffer in ihr Auto hievte. Neunundzwanzig Kilo wog das Ding. Backpacker und erfahrene Weltenbummler dürfen gerne lachen. Aber zu weniger konnte ich mich nicht durchringen, um nicht wie ein existenzbedrohter, hyperventilierender Wellensittich zu agieren.

»Keine Ahnung«, antwortete ich.

Und das war die Wahrheit. Die Reisewäscheleine, die ich vorab für acht Euro – acht Euro für ein Stück Schnur mit Plastikklemmen! – im Internet bestellt hatte, war definitiv nicht im Gepäck. Ich hatte sie einfach nicht finden können, und das hatte mich fast wahnsinnig gemacht. Nun gut, letztlich würden Bikini und T-Shirts auch ohne das Teil trocken werden ...

Während Wien und seine Prunkbauten an mir vorüberzogen, begann ich nachzudenken. Wie würde ich in einem Jahr zurückkommen? Als Ich, das ich jetzt war, oder als jemand völlig anderes? Wie würde ich aussehen? Welche Werte wären mir wichtig? Hätte ich neue Narben? Eine neue Liebe? Noch alle Zähne im Mund? Und was, wenn meine Augen das alles hier zum letzten Mal sehen, weil ich im nächsten Herbst nicht mehr unter den Lebenden bin?

»Mein Testament hast du im Safe in deiner Wohnung verwahrt, oder?«, fragte ich schließlich die beängstigend kluge Schwester, die beängstigend schlecht Auto fährt und soeben im Begriff war, eine Radfahrerin zu schneiden.

»Ja«, gab sie ungehalten zurück. »Aber so gemeingefährlich ist mein Fahrstil nun auch wieder nicht.«

»Ich habe eher aus dem Grund gefragt, weil in einem Jahr viel passieren kann.«

Den Tipp, einen Letzten Willen zu verfassen, hatte ich in einem Weltreise-Blog gelesen. Erst wollte ich die Sache ignorieren, aber das Killerargument, »Jeder wird einmal sterben«, hat schon was. Also habe ich im Netz nach Testamentsvorlagen gegoogelt, und fünfzehn Minuten später tippte ich Folgendes: »Ich, Waltraud Hable, setze in Vollbesitz meiner geistigen Kräfte meine beängstigend kluge Schwester zu meiner Universalerbin ein. Sie hat vollen Zugriff auf mein Bankkonto xxx und das Sparbuch. Dieses Dokument gilt bis zum Ende meiner Weltreise.« Ausdrucken, Datum, Ort, zwei Unterschriften, meine eigene und ihre, fertig.

»Daran will ich nicht mal denken, dass dir etwas passieren kann«, kam es plötzlich leise von der Schwester.

»Ich auch nicht«, flüsterte ich, bevor mir die Tränen in die Augen schossen. Zeit, Abschied zu nehmen. »Du passt von der Ferne aus auf mich auf, ja? Wenn ich verloren gehe, ortest du mein iPhone.«

Sie lächelte hilflos.

Ich muss oft an diese letzte Szene denken. Die kleine Schwester, die auf die große aufpasst. Und die große, die sich auf die kleine verlässt. Das muss an den Zebras hier in Tansania liegen. »Zebras sind sehr familienorientiert, sie stehen ständig zusammen, schon bemerkt?«, wurde mir von einem naturkundigen Dorfbewohner Momellas erklärt. »Sie formieren sich beim Grasens in wildesten Formationen, sodass ihre Silhouetten aus der Ferne nicht mehr als die von Zebras erkennbar sind. Für Löwen sehen sie von Weitem wie ein Termitenbau aus und sind damit uninteressant.«

»Die Zebras passen also auf diese Weise aufeinander auf?«

»Ja, in der Natur lernt man, auf sich und seine Sippe zu schauen.«

Bamm, da war er wieder, der Gedanke an die Schwester. Doch nicht nur wegen der empathischen Streifentiere mit dem knackigen Hintern mag ich den Busch. Auch wenn ich außer »hujambo« (Hallo) und »karibu« (Willkommen) noch kein Wort Swahili sprechen kann (von den 125 anderen Sprachen, die in Tansania kursieren, ganz zu schweigen) und die Tage sehr lang sind, weil es nichts zu tun gibt, finde ich genau diese Eintönigkeit großartig. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal so schnell vergessen habe, welcher Wochentag ist.

Nur einmal hatte ich mich bislang aufgerafft, die Einöde zu verlassen, um sie gegen ein noch größeres Nichts zu tauschen: die Serengeti im Norden Tansanias. Elf Stunden dauert die Fahrt dorthin. Das Scheppern des Jeeps, der sich mit mir und vier weiteren safariwütigen Touristen durch kratertiefe Schlaglöcher und Geröll kämpfte, klingt mir noch in den Ohren. Wie sich das ständige Kuppeln, Bremsen und Gasgeben für Charles, unseren